

ALICE
NELSON

DAS
KINDER
HAUS

ROMAN

List



Interviews und Einladungen zu Konferenzen hatten ihre Anstellung bei der Columbia überhaupt erst möglich gemacht. Universitäten liebten einen gewissen Ruhm, das Versprechen von Prestige. Ihre Studienfreundinnen hatten Jobs in North Dakota oder Ohio angeboten bekommen, mussten für eine befristete Stelle in irgendeine abgelegene Präriestadt fahren oder sich mit Lehraufträgen hier und dort durchschlagen. Professor Hirsch. Es klang für sie immer noch seltsam. Sie dachte dabei an imposante Räume und Tintenfüßer aus Kristall. Ein respektables Leben, ordentlich und ein wenig selbstgefällig. Weit weg von einem jungen Mädchen, das barfuß am Rand eines Feldes steht.

Während Marina sich dem Trubel am liebsten entzog, war es bei Jacob genau das Gegenteil. Trotz seiner natürlichen Zurückhaltung liebte er die Umarmung der Welt. Wie bei ihr fand seine eigentliche Arbeit im Stillen statt, doch er war im Lauf der Jahre zu einer öffentlichen Figur geworden, bewundert, aber auch beneidet. Schon als sie ihm vor zehn Jahren in Kalifornien zum ersten Mal begegnet war, wurde er von manchen als aufsteigender Stern in der Welt der Kinderpsychotherapie angesehen, während andere ihn wegen mangelnder wissenschaftlicher Genauigkeit kritisierten. Jacob meinte dazu, für ihn sei die Psychoanalyse nicht so sehr eine Wissenschaft, sondern eher eine Kunst, und die Abstraktionen und Gewissheiten der Wissenschaft stünden im Widerspruch zu der Komplexität des menschlichen Wesens. Er vertraute darauf, dass sein Unterbewusstsein ihm eine Idee gab, auf der sich eine Behandlung aufbauen ließ. Und dann war da der unleugbare Erfolg seiner klinischen Arbeit. All diese Kinder.

Weil Marina von Natur aus zurückhaltend war, nahmen die Leute an, dass sie von Jacob verführt worden sei. Eine junge Frau, mitgerissen vom Sog seines Erfolgs, seines Charismas. Aber so war es nicht. Marina hatte Jacob gesehen und ihn zielstrebig erobert; niemand sonst hatte sie interessiert. Oft kehrte sie in Gedanken an jenen ersten Tag zurück, als er in Berkeley, wo sie Doktorandin war, eine Vorlesung über Trauer und Psychotherapie gehalten hatte. Er war Gastprofessor, für ein Semester aus New York gekommen. Die Vorlesung war offen für Publikum, und im Saal war es voll und laut. Sie kam in letzter Minute und fand einen Stehplatz vorne an der Seite, nicht weit von der Bühne entfernt. Im gedämpften Licht des Hörsaals konnte sie Jacobs dunkle Locken sehen, die sich um den Kragen seines hellen Jacketts ringelten, und sein elegantes Profil. Er wartete, bis sich Stille über den Raum gesenkt hatte, dann begann er überraschend mit einer Zeile aus einem Gedicht: »Dieselbe Einsamkeit, die uns verschließt/Öffnet uns wieder.« Alle lauschten gebannt, während Jacob in seinen Vortrag eintauchte, langsam und präzise; nur gelegentlich kam er an die Oberfläche, hob kurz den Blick vom Pult, umspielt vom schmalen Lichtkegel der Leselampe.

Geflüster huschte durch den Saal, und all die Frauen, die von der ersten Reihe zu ihm aufsahen, setzten sich aufrechter hin. *Einmal mit ihm allein sein*, hatte Marina in dem Moment gedacht, und alles Logische in ihrem Kopf hatte sich in Luft aufgelöst. *Einmal mit ihm allein sein*.

In manchen Nächten in diesem ersten Sommer in Harlem schlüpfte Marina aus dem Haus, um spazieren zu gehen, während der Mond diesig über der Skyline hing und der Wind den algigen Geruch des Flusses herübertrug. Sie schlenderte durch das Viertel, die Arme vor der Brust verschränkt, und blieb kurz stehen, um die Plakate und Anschläge zu lesen, die in einer wilden Collage an die Außenwand des kleinen Lebensmittelladens an der Ecke geklebt waren. Bei diesen Spaziergängen verspürte sie eine alte Wildheit, etwas Dunkles, Verwegenes, das in ihr aufstieg. Genau so waren sie und Dow als Kinder nachts durch die Straßen von Brooklyn gestromert. Manchmal weil ihre Mutter sie ausgesperrt hatte, manchmal weil sie der winzigen Wohnung und der geschlossenen Schlafzimmertür ihrer Mutter entkommen wollten. Sie schlüpfen in ihre Mäntel und zogen zusammen los, durch die Straßen von Crown Heights, und oft bis zum Botanischen Garten am Rand des Prospect Park. Nachts hatte der Park etwas Stilles, Magisches, eine geheimnisvolle Wildheit, von der am Tag nichts zu spüren war. Einmal kletterten sie im Winter durch ein unverriegeltes Fenster in das große Treibhaus und blieben die ganze Nacht dort inmitten der feuchten Wärme der Palmen und Farne. Es war, als hätten sie sich im Urwald verirrt. Sie kamen sich vor wie die Kinder in einem Märchen. Ein Gärtner fand sie am nächsten Morgen schlafend auf ihren Mänteln und scheuchte sie hinaus. Von da an waren die Fenster verschlossen, aber sie kamen trotzdem immer wieder nachts in den Park und taten so, als wären sie wilde Kinder, die sich im Wald verirrt hatten und ihr Lager unter freiem Himmel aufschlugen. Da in der Stadt selbst mitten in der Nacht kaum Sterne zu sehen waren, bastelte Dow ihr eine Karte. Weiße Knöpfe, sorgfältig auf ein dunkles Stück Seidenstoff genäht, das er aus dem Schrank ihrer Mutter gestohlen hatte. Marina hatte es noch, zusammengefaltet zwischen ihren Briefen. Selbst nach zwanzig Jahren erschien es ihr immer noch unvorstellbar, dass Dow tot war. Sie fragte sich, ob es außer ihr noch jemanden gab, der sich an ihn erinnerte.

Wenn sie vom Rand des Mount Morris Park nach Hause ging, blickte Marina oft zu Jacobs Silhouette hinauf, die sich im erleuchteten Fenster seines Arbeitszimmers abzeichnete. Manchmal blieb sie unten auf der Straße stehen und betrachtete ihn, wie er mit gebeugtem Kopf über einem Buch saß. Seine Schönheit überraschte sie immer wieder. In der ersten Zeit ihrer Ehe hatte sie eine gewisse Trauer verspürt, weil sie ihn nicht in seiner Jugend gekannt hatte. Sie kannte nur Bruchstücke und Hörensagen aus dieser Zeit, Geschichten, die andere ihr erzählten. Ein Foto von einem jungen Mann, der an einem weißen Auto lehnte. Alte medizinische Fachbücher mit seinem Namen auf der Innenseite. Doch etwas an seiner jetzigen leisen Verletzlichkeit weckte in ihr eine ungestüme Zärtlichkeit. Sein Haar, das zu der Farbe von Erz verblasst war, die tiefer liegenden Augen, die Schatten und Narben an seinem Körper, die bleiche Helligkeit seiner Fußknöchel. Es wäre genug, dachte Marina, wenn sie zu Jacob hochschaute, einfach nur still und leise zusammenzubleiben. Ein ganz unspektakuläres Leben zu führen und nicht gezwungen zu sein, das Dasein, das sie sich erschaffen hatten, zu verändern oder gar aufzulösen. Doch man konnte sich nicht darauf verlassen, dass etwas von Dauer war. So viel wusste sie mittlerweile.

Upstate New York

Dezember 1997

Der Bus folgt zügig den Kurven des Highways, und Constance wird flau im Magen. Sie spürt das Summen der Straße in ihren Knochen. So anders, dieses ebenmäßige Rollen über den Asphalt, als das Holpern und Schwanken der seltenen Laster oder Autos ihrer Kindheit in Ruanda.

Es ist fast Mittag, aber der Himmel ist so trübe, dass es immer noch früh am Morgen sein könnte. Ein mattes, körniges Licht hinter der Scheibe. In ihrem Land waren die grauen Kraniche die Ersten, die das Ende der Nacht verkündeten. Dann die Turakos, wie große grüne Papageien. Wenn man genau hinschaute, konnte man die langhalsigen Störche und Pelikane durch den Morgennebel staksen sehen.

Dieses Land, Amerika, hat seine eigenen Vogelstimmen, aber sie klingen ganz anders. Sie kennt keinen einzigen der Vogelnamen hier. Wie können sie in dieser weißen Zeit überleben, ohne Blätter an den Bäumen und bei dieser Kälte, die so stark ist, dass schon ein winziges Stück bloße Haut sie tief in den Körper eindringen lässt? Doch es gibt hier Vögel. Sie hat sie unten am Wasser gesehen, auf den kalten Wellen schaukelnd. Und in der Stadt waren ganze Schwärme, die an den Häusern hochflogen. Einmal ist ein brauner Vogel mit einem hässlichen, dumpfen Geräusch gegen die Fensterscheibe in der Wohnung geprallt. Sie hat es nicht gewagt, in den Hof hinunterzusehen, und tagelang einen Bogen um die Stelle gemacht, wo der Vogel möglicherweise hingefallen war. Sie fragt sich, ob sie je wissen wird, was die Vögel hier bedeuten. Welche verkünden, dass bald die Sonne aufgeht. Welche um ein Grab fliegen oder rufen, wenn Regen naht.

Sie nimmt ein kleines Messer aus ihrer Tasche und schneidet damit einen Apfel auf. Das ist ihr zur Gewohnheit geworden, sie hat dem Kind immer Stückchen abgeschnitten und gereicht. Manchmal wollte er nach dem Messer greifen, dann hat sie ihm einen Klaps auf die Hand gegeben, und er hat so laut geschrien, dass sie sich von

ihm abwenden und sich die Ohren zuhalten musste. Sie ist dann aus der Wohnung gegangen, hat die Tür zugemacht und sich in den Flur gehockt, den Kopf an der Wand. Da wurde sein Geschrei noch lauter, weil er dachte, sie wäre fortgegangen. Er wusste nicht, dass sie immer da war, gleich hinter der Tür. Sie hat alle Zahlen aufgesagt, die sie auf Englisch kennt, bevor sie in die Wohnung zurückgekehrt ist. Manchmal kamen ihr die gemurmelten Zahlen vor wie ein Gebet.

Bevor die katholischen Nonnen, die in dem großen braunen Haus am Park gewohnt haben, aus der Stadt weggezogen sind, haben sie ihr oft gesagt, dass sie mit dem Kind sprechen muss. Weil er sonst ein einsamer kleiner Junge würde. Sie dachte an die Mamas in ihrem Dorf, die ihre Kleinen mit sich herumtrugen, aber ihr fielen keine Worte ein, die sie dem Kind hätte sagen können.

Seit sie nach Amerika gekommen ist, hat sie kein Wort Kinyarwanda gesprochen. Wenn sie etwas sagen muss, benutzt sie die englischen Wörter, die sie gelernt hat. »Wohnung«. »Kaffee«. »Windel«. »Termin«. »Spät«. »Miete«. »Schuh«. Manchmal warfen ihr Männer, an denen sie auf den Straßen der Stadt vorbeiging, ein paar Worte in ihrer Sprache zu, oder zischten leise etwas auf Suaheli. Sie ignorierte sie, wandte den Kopf ab und ging schneller. Sie wollte nie wieder etwas mit Leuten aus ihrem Volk zu tun haben, um sich nicht anhören zu müssen, was sie gesehen hatten, um keine Erinnerungen zu wecken. Der kleine Junge sagte nichts, in keiner Sprache. Kein Wort kam je aus seinem Mund, obwohl es längst an der Zeit war. Vielleicht würde er nie sprechen. Aber er schrie. Oh, wie er schreien konnte.

Die Nonnen hatten ihr auch gesagt, dass sie beten sollte, und ihr Gebetskarten mit Heiligen darauf in die Hand gedrückt. Einmal hatten sie ihr einen Rosenkranz geschenkt, dessen Perlen aus einem weißen, geschnitzten Material bestanden, wie feine Knochen. Sie vergrub die Karten und den Rosenkranz im Mount Morris Park, oben auf dem Hügel. Sie grub mit der Spitze eines Zweiges ein flaches Loch und sah zu, wie Jesus' blasses Gesicht unter der Erde verschwand. In den Wochen darauf kamen die heilige Klara mit ihrer Lampe, Christophorus bei der Überquerung des Flusses, Ignatius kniend im Gebet und Franz von Assisi mit seinen kleinen Vögeln hinzu. Sie legte einen Stein darüber, um sie zu schützen. Den Erzengel Gabriel mit seinen weißen Flügeln legte sie in eine Schublade in der Wohnung. Der Name eines Engels für das Kind, das im Flüchtlingslager zur Welt gekommen war. Als Schutz. Der kleine Junge brauchte den Namen eines Engels und innige Gebete zu Jesus, um zu leben und zu gedeihen, hatte der Pastor ihr gesagt. Aber er gedieh nicht. Das konnte sie sehen. Sie hatte ihm ihre Angst gegeben und noch etwas Schlimmeres. Eine große, kalte Leere. Das erkannte selbst sie.